Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(12. Fortsetzung.)

„Du wirst mir nicht vorwerfen können," sagte er, „daß ich es an Güte und Nachgiebigkeit gegen Dich habe fehlen lassen. Aber es gibt gewisse Dinge, in denen ich nicht mit mir rechten lasse. Du wirst Dich meinem Gebot unbedingt fügen."

Er legte einen besonderen Nachdruck auf seine letzten Worte und verließ gleich darauf das Zimmer, offenbar um jeder weiteren Diskussion über die Angelegenheit, die für ihn erledigt war, aus dem Wege zu gehen.

Frau Irmgard fühlte eine Hand auf ihrer Schulter, Richard Werder stand neben ihr; seine Augen leuchteten ihr in begeisterter Zustimmung entgegen.

„Auch ich glaube an sie," sagte er lebhaft, „auch ich bin überzeugt, daß Ingeborg nichts häßliches tun kann."

Da sah die überraschte Frau bestürzt zu dem jungen Mann auf. Ihre Lippen bewegten sich wieder, und es schien etwas in ihr heraufzudrängen. Doch plötzlich sank sie in ihren Sessel zurück, schlug ihre Hände vor dem Gesicht zusammen und brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

10.

An einem der nächsten Tage erlebte Landgerichtsrat Werder eine große Ueberraschung. Es war in der zehnten Vormittagsstunde, als ein Kriminalkommissar das Bureau des Untersuchungsrichters betrat, um eine Meldung zu machen. Er hatte am Tage zuvor in grauer Morgendämmerung zwei Verhaftungen vorgenommen, und zwar hatte er die Posamentierarbeiterin Minna Schönfeld, die Braut des verhafteten Artisten, und einen jungen Mann anfang dreißig, der sich bei ihr aufgehalten und der über seine Persönlichkeit falsche Angaben gemacht hatte, festgenommen. Seit ungefähr acht Tagen sei die Schönfeld in Gesellschaft des fremden Mannes beobachtet worden. Die beiden hätten ein lustiges Leben geführt, dessen Kosten der fremde Mann bestritten haben mußte, denn die Schönfeld hatte keine Arbeit und keinerlei Verdienst gehabt. Auffallend sei es gewesen, daß die beiden immer erst am späten Abend ausgegangen seien. Der Fremde mußte wohl Grund haben, sich bei Tageslicht nicht auf der Straße zu bewegen, denn die beiden hätten sich nichts abgehen lassen und fleißig gute Restaurants besucht. Auch in der Wohnung der Minna Schönfeld seien Delikatessen und eine Anzahl Weinflaschen vorgefunden worden, als dem Pärchen endlich von Kriminalbeamten ein Besuch in aller Frühe des gestrigen Tages abgestattet wurde. In dem Hause war der Fremde, wie festgestellt sei, nicht angemeldet gewesen und der Hausbesitzer habe von seiner Anwesenheit bei der Schönfeld, die eine Stube und Küche gemietet habe, nichts gewußt. Eine Legitimation habe der Fremde nicht besessen und über seine Persönlichkeit falsche Angaben gemacht. Er sei, hatte er bei seiner Verhaftung angegeben, ein Verwandter der Schönfeld, ein Ziseleur namens Adolf Neumann aus Frankfurt a. M., wo er in der Lakerheimer Straße 28 gewohnt haben wollte. Eine telegraphische Anfrage bei der Polizei in Frankfurt habe ergeben, daß dort ein Mann dieses Namens nie gewohnt habe. Offenbar habe man es mit einem Menschen zu tun, der allen Grund habe, seine Identität zu verheimlichen und der sich die bei ihm vorgefundenen Mittel — er hatte bei seiner Verhaftung noch über zweihundert Mark besessen — offenbar auf verbrecherische Weise beschafft habe.

Um zunächst die Persönlichkeit des verdächtigen Menschen festzustellen, ließ der Untersuchungsrichter den Freund der Schönfeld vorführen. Als die beiden Männer einander gegenübergestellt wurden, wollte es dem Untersuchungsrichter scheinen, als ob zwischen den beiden ein rascher Blick gewechselt wurde, aber es konnte auch sein, daß die Wahrnehmung auf einer Sinnestäuschung beruhte. Jedenfalls taten die beiden jungen Männer durchaus fremd und erklärten, einander nicht zu kennen.

„Nun, Lerche," redete der Kriminalkommissar den Artisten an, „machen Sie mal keine Flausen. Daß Sie den Menschen da kennen, habe ich Ihnen ja sofort angesehen. Ueberhaupt, Sie werden doch wissen, wer mit Ihrer Braut auf so gutem Fuße steht."

„Auf so gutem Fuße?" wiederholte der Artist und warf einen fragenden Blick, in dem sich deutlich glimmende Eifersucht verriet, auf seine Geliebte.

„Nun ja," erwiderte der Kriminalkommissar, den Untersuchungsgefangenen scharf beobachtend, in spöttischem, aufreizendem Ton, „sie waren doch beide die Unzertrennlichen. Also lügen Sie nur nicht lange! Der da ist Ihr Freund und er hat es sicher für seine Pflicht gehalten, Ihr vereinsamtes Liebchen über Ihren Verlust zu trösten."

Man sah, wie dem Artisten der Aerger zu Kopf stieg, aber er hielt sich zurück und sah nur lauernd zu dem Unbekannten hinüber, der ihm verstohlen zublinzelte.

„Das ist nicht wahr!" sagte er grimmig zu dem Polizeibeamten. „Sie wollen mich in die Falle locken. Dazu suchen Sie sich mal einen andern Dummen aus!"

Der Untersuchungsrichter nahm das Wort und erklärte ernst: „Es ist festgestellt, daß der Mensch da mit Minna Schönfeld zusammengelebt hat, daß sie Tag und Nacht zusammen gewesen sind."

Und wie zur Bekräftigung dieser Erklärung fing die Posamentierarbeiterin plötzlich zu weinen an.

„Ich habe doch nichts zu leben," gestand sie schluchzend. „Und er sagte doch, daß Du sein bester Freund bist und daß Du ihm gesagt hast: wenn Du mal alle (in der Verbrechersprache soviel wie: verhaftet werden) wirst, so soll er sich meiner annehmen."

Ein unartikulierter Laut kam aus der keuchenden Brust des bauwstarken Artisten. Und ehe es sich die Umstehenden versahen, war er mit einem mächtigen Satz bei dem Unbekannten und hatte ihn an der Kehle gepackt.

„Du Schuft!" kreischte er, „Du Schuft!"

Der durch den jähen Angriff Ueberrumpelte sank wehrlos zu Boden, und es bedurfte der gemeinsamen Anstrengungen des Kriminalkommissars und zweier Unterbeamten, um den Wütenden von seinem Opfer zurückzureißen und zu bändigen. Als er den Zornesanfall einigermaßen überwunden hatte, legte er ein volles Geständnis ab.

Ja, der Mensch sei sein Freund und Spießgeselle. Nun wollte er die ganze Wahrheit sagen. Dem Schuft wollte er es eintränken. Der Mensch heiße nicht Neumann, sondern Niemann und sei seines Zeichens Kupferstecher. Er sei es auch gewesen, der die falschen Hundertmarkscheine angefertigt habe, die er — der Artist — von ihm auf dem Tempelhofer Feld in Empfang genommen, um sie unter die Leute zu bringen.

Kaum hatte er diese Angaben gemacht, als der Kriminalkommissar dicht vor den entlarvten Falschmünzer hintrat und mit starker Genugtuung sagte: „So — so! Sie sind also der Niemann!"

Der Mann sah nicht unsympathisch aus: es lag etwas Flottes, Künstlerisches in seiner Erscheinung. Das dunkle Haar hing ihm lang bis zum Rockkragen herunter, auch seine Augen waren tiefschwarz und auch in seiner Kleidung war er offenbar bestrebt, den Künstler zu markieren. Und zu dem Untersuchungsrichter gewandt, fuhr der Kriminalbeamte fort: „Den Menschen suchen wir schon geraume Zeit, er ist der Polizei wohl bekannt, denn er hat schon einmal wegen Münzverbrechens — es handelte sich damals um die Herstellung von Fünfmarkscheinen — eine zweijährige Zuchthausstrafe abgemacht. Dieselbe hat er verbüßt und ist seitdem wie vom Erdboden verschwunden. Wir auf dem Polizeipräsidium haben sofort, als die ersten falschen Hundertmarkscheine festgestellt waren, an Niemann gedacht, aber trotz aller Bemühungen war es nicht möglich, seinen Aufenthalt auszukundschaften. Aller Wahrscheinlichkeit hat er sich die ganze Zeit über unangemeldet in der Stadt aufgehalten."

Der Untersuchungsrichter hörte diesen Aufklärungen mit starker Spannung zu.

„Aber Sie haben mir doch gesagt," nahm er, zu dem Artisten gewendet, das Wort, „daß der Maler Fritz Stangen, mit dem ich Sie konfrontiert habe, der Verfertiger der Hundertmarkscheine sei."

Der Angeredete lächelte verschmitzt.

„Da ist kein wahres Wort daran," gestand er. „Ich habe den Menschen bis dahin nie in meinem Leben gesehen."

„Aber warum haben Sie ihn denn falsch bezichtigt?" fragte der Untersuchungsrichter erstaunt.

Der Artist sah wieder mit finsterem, zornigem Gesicht zu seinem Spießgesellen hinüber.

„Weil ich solch ein Narr war, dem Menschen da treue Kameradschaft zu halten, während er wie ein Judas Ischariot an mir gehandelt hat. Ich wollte den Lumpen retten. Für mich war es ja doch dasselbe, ob der oder ein anderer die falschen Scheine fabriziert hatte. Meine Strafe blieb ja dieselbe. Deshalb habe ich den armen Teufel, den Maler, fälschlich belastet. Aber nun soll die Wahrheit an den Tag und der Verräter soll in's Zuchthaus, wo er hingehört. Bei Graupen und Linsen wird ihm wohl die Lust vergehen, einem andern sein Mädel abspenstig zu machen."

Der Untersuchungsgefangene aber schüttelte mit dem Kopf.

„Ja, können Sie denn beweisen, daß Sie jetzt die Wahrheit sagen?"

Er wandte sich an den Kriminalkommissar.

„Sind denn bei dem Menschen, dem Niemann falsche Scheine vorgefunden worden?"

Der Polizeibeamte verneinte.

„Können Sie angeben," fragte der Untersuchungsrichter den Artist, „wo sich die Werkstätte des Falschmünzers befindet?"

Der Gefragte kraute sich verlegen im Haar.

„Ne, das weiß ich nicht. Ich bin doch nie dagewesen. Wir haben uns doch immer nur auf dem Tempelhofer Felde getroffen."

„Haben Sie ihn denn nie darum befragt?" forschte der Richter weiter.

„Jawohl, habe ich. Aber er hat es mir nicht gesagt. Es ist für alle Fälle besser, hat er mir immer erklärt. Du weißt nichts davon. Und weil er mich auch darauf hingewiesen hat, daß meine Strafe geringer ausfallen werde, wenn ich mit der Fabrikation nichts zu tun hätte, habe ich auch nicht weiter in ihn gedrungen."

Der Untersuchungsrichter befragte jetzt die Posamentierarbeiterin.

„Ist das der Mann, der mit Lerche auf dem Tempelhofer Felde zusammengetroffen ist, während Sie in einiger Entfernung warteten?"

Aber das Mädchen gab eine ausreichende Antwort.

„Es kann sein, daß er's gewesen ist, aber es kann auch sein, daß es der andre war. Es war doch immer des Abends und da kann man sich doch leicht irren."

Das Verhör des neuen Angeklagten ergab keinerlei Resultate. Er wies die Frage, ob er gestehe, die falschen Scheine angefertigt zu haben, mit Entrüstung zurück. Früher, als er noch jünger und leichtsinniger gewesen, habe er sich ja damit abgegeben, aber das habe er im Zuchthaus gebüßt und jetzt könnten ihn keine zehn Pferde dahin bringen, irgend etwas Unrechtes zu tun.

Wo er denn das Geld, das bei ihm gefunden sei und das er während seines Zusammenlebens mit Minna Schönfeld verjubelt hatte, her habe?

Der Bursche war dreist und schien seiner Sache sicher.

Lächelnd entgegnet er, daß er einen Lotteriegewinn gemacht habe.

Bei welcher Lotterie?

Das ginge niemand etwas an, das sei seine Privatsache. Jedenfalls könne ihm keiner nachsagen, daß er das Geld nicht ehrlich erworben habe und solange man ihm das nicht nachweise, könne man ihm auch nichts anhaben.

Auf die Frage, warum er sich nicht angemeldet und einen unrichtigen Namen beigelegt habe, erwiderte er ebenfalls lächelnd, das sei nur geschehen, um sich vor seinen Freunden zu schützen, denn wenn die erst erführen, daß er Geld gewonnen habe, dann würde er sich vor den „Nassauern" nicht mehr retten können.

Der Untersuchungsrichter sah, daß er von dem raffinierten, mit allen Hunden gehetzten Burschen niemals ein freiwilliges Geständnis erzielen würde, und daß er nur durch die Wucht der Beweise überführt werden könnte.

„Sie haben keinen Anhalt," fragte er den Kriminalkommissar, „wo der Mensch sich früher aufgehalten und wo sich seine Werkstätte befinden könnte.

„Leider nein, Herr Landgerichtsrat."

„Dann ist es schade, daß Sie so schnell zur Verhaftung schritten. Der Mensch hätte noch länger heimlich beobachtet werden müssen," tadelte der Richter.

Der Polizeibeamte geriet einigermaßen in Verlegenheit.

„Ich befürchtete," entschuldigte er sich, „der Bursche würde uns ganz und gar entgehen, wenn wir ihn nicht dingfest machten. Ich habe aber zwei meiner Unterbeamten in der Wohnung der Schönfeld zurückgelassen."

„Sehr gut!" lobte der Richter. „Hoffentlich gelingt es auf diese Weise, Licht in die dunkle Affaire zu bringen."

Noch einmal versuchte der Artist seiner Aussage Geltung zu verschaffen.

„Aber wenn ich doch sage, daß ich den Niemann kenne, und daß er mir die falschen Scheine gegeben hat!" rief er erbost. „Warum sollte ich denn den Menschen belasten, wenn er es nicht gewesen wäre"

„Um sich an ihm zu rächen," erwiderte der Untersuchungsrichter, „weil er Ihnen Ihr Mädchen abspenstig gemacht hat. Sie haben doch auch den Maler belastet und erklären jetzt das Gegenteil. Ihre Angaben sind also nicht glaubwürdig."

Immerhin erhielt der betrogene Artist eine Genugtuung und er lächelte grimmig und schadenfroh, als der Untersuchungsrichter verfügte, daß die beiden Verhafteten, Minna Schönfeld und Adolf Niemann, in die Untersuchungshaft abzuführen seien.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Rothäute, von denen man anzunehmen pflegt, daß sie dem Aussterben entgegen gehen, wachsen wieder an Zahl. Im Jahre 1890 wurden in den Vereinigten Staaten nur 243,000 gemeldet, im Jahre 1900 waren es 270,000, die sich im Jahre 1910 auf 305,000 vermehrten.

Eitelkeit der Wilden.

Die neuesten Moden im dunklen Erdteil.

Die Mode spielt im inneren Afrika eine noch viel größere Rolle als bei uns, denn der Neger ist bekanntlich sehr kokett, und von der Negerin sagt man gar, daß sie es in der Eitelkeit mit zwei weißen Frauen aufnehmen könne. Deshalb dreht sich das „Gesellschaftsleben" im dunklen Erdteil hauptsächlich um Toilettenfragen, und man sinnt unermüdlich darauf, neue Formen des Schmuckes einzuführen. Von solchen neuesten afrikanischen Moden erzählt allerlei Amüsantes ein französisches Modeblatt.

Je enger der Neger mit dem Europäer in Berührung kommt, desto eifriger sucht er ihm seine Toilettengeheimnisse abzulauschen, aber verwendet sie dann auf eine ganz originelle Weise. Dafür spricht ein hübsches Geschichtchen, das ein Beamter aus Madagaskar erzählt. Er hatte sich nach Tamatave, wo er stationiert war, Kind- und Kegel nachkommen lassen, und auch eine schon betagte Kinderfrau, die aus „Furcht vor Zug und Zahnweh" immer Watte in den Ohren trug. Zufällig war diese Watte rosa und erregte die höchste Aufmerksamkeit der eingeborenen Frauen, die darin den anmutigsten Schmuck des Ohres, einen sehnsüchtig begehrten Gegenstand des Luxus sahen. Jede wollte auch rosa Watte in den Ohren haben, und man bezahlte der Kinderfrau die höchsten Preise, die sich mit ihrem Wattevorrat ein kleines Vermögen erwarb. Seitdem tragen die madagassischen Schönen an hohen Fest- und Galatagen alle Wattepfropfen in den Ohren. . . Ein anderer dem Europäer ungewohnter Schmuckgegenstand waren die Hosenträger eines belgischen Offiziers, die ihm in Leopoldville ein Kongoneger stahl. Der Offizier fand den Dieb inmitten einer begeisterten Menge, die in frenetische Beifallsrufe ausbrach. Der schwarze Dandy war mit nichts anderem als den Hosenträgern des Offiziers bekleidet, hatte aber zur Erhöhung der Eleganz an jedem Ende eine Glocke befestigt. Bei dem Freudentanz, den er mit dem neuen Schmuckstück aufführte, umklingelte ihn ein angenehmes Getön, und das alles verlieh ihm ein Ansehen, daß er sicher zum Häuptling seines Stammes gemacht worden wäre, wenn ihm nicht der rechtmäßige Besitzer mit roher Hand sein Kleinod entrissen hätte.

Es machen nämlich nicht nur bei uns Kleider Leute, sondern in noch höherem Grade im dunklen Erdteil. Die Kraft des Kriegers ruht in seinem Federschmuck, in seiner grellen Bemalung, die Heilkunst des Zauberers in seiner scheußlichen Maske, in seinen Amuletten, die jeder mit andächtiger Scheu betrachtet. Freilich tut da Einbildung alles und dem Europäer imponiert die alte Sardinenbüchse gar nicht, die gar häufig von den Medizinmännern als Hauptamulett verwendet wird. Ein besonders origineller Schmuck kann das Glück eines Mannes in Innerafrika machen. So gelangte ein Neger zu hohem Ansehen, der sich an seine Ohren zwei richtige Eimer mit Eisenbändern hängte und so einen wundervollen Schmuck besaß, den kein anderer hatte, der ihm aber auch starke Schmerzen verursachte. Der Nasenring erscheint uns als ein unbedingt zur Negermode gehöriger Zierat; aber die Negerinnen haben ihn vielfach zugunsten einer anderen Verzierung aufgegeben, nämlich einer Scheibe, die zwischen die Unterlippe und das Kinn geklemmt wird, ähnlich wie unsere Elegants das Monokle ins Auge drücken. Diese Scheiben, die zu tragen recht schwierig ist, sind verschieden groß; den kleinen Mädchen werden sie nur in bescheidenem Umfang eingeklemmt, bis sie die Muskeln unter der Unterlippe so weit entwickelt haben, um größere Exemplare auf die Dauer halten zu können. Eitle Schönen aber lassen unter ihrer Lippe Scheiben mit 5 Zoll Umfang hervorwachsen und bringen sogar das Kunststück zuwege, beim Festhalten dieses eigenartige Schmuckes noch das Mundwerk eifrig zu bewegen.

Die Dampfkutsche.

Aus den Tagen des Vorgängers des Automobil-Omnibusses.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem die Verkäufer des Automobil-Omnibusses in der Oeffentlichkeit erschienen. Seit dem Jahre 1810 nämlich gab es in England Dampfkutschen, die eine größere Anzahl von Personen mit einer für die damalige Zeit recht erheblichen Geschwindigkeit befördern konnten.

Die Jahrzehnte vorher hatten allerhand Versuche in dieser Richtung gesehen, die jedoch über das Versuchsstadium nicht hinausgelangt waren, und wer die Patentlisten jener Zeit — namentlich in England und in den Vereinigten Staaten — durchsieht, wird auf eine große Anzahl der merkwürdigsten Patente stoßen, ja sogar der große James Watt hat im Jahre 1784 eine Dampfkutsche entworfen, bei der die treibende Kraft nicht an den Rädern angreifen sollte, sondern auf dem Fahrwege: Stoßstangen, mit Greifenden versehen, sollten vom Wagen an der Unterseite rhytmisch nach hinten stoßen und so den Wagen fortschieben! Die erste, wirklich brauchbare Dampfkutsche stammt von Trevithik und Vivian. Es war ein großer Tag, als sie in London ihre erste Fahrt machte. In der ganzen Oxford-Street war jeder andere Verkehr untersagt; alle Pferde und Fuhrwerke mußten Nebenstraßen aufsuchen, dann kam das plumpe Fahrzeug mit Gerassel und Getöse, fürchterliche Rauchwolken aus einem klobigen Schornsteine ausstoßend, und fuhr wirklich und wahrhaftig mit einer Geschwindigkeit von vollen 16 Kilometern über den holperigen Weg! Die ersten paar hundert Meter ging alles prachtvoll, aber das Unheil schreitet schnell: die Steuerung geriet in Unordnung, die Dampfkutsche bog vom rechten Wege ab und fuhr mit einem gewaltigen Krach in einen Bretterzaun. Der Wagen selbst und die Maschinenteile hatten wegen ihrer außerordentlich festen Bauart keinen Schaden erlitten.

Erst im Jahre 1829 tauchten Dampfkutschen auf, die wirklich längere Zeit praktisch brauchbar blieben. W. H. James übergab in diesem Jahre eine Dampfkutsche dem Verkehr, die mit einer Geschwindigkeit von 23 Kilometern (auf der Landstraße!) zwischen London und Stratford verkehrte. Beinahe gleichzeitig hatte Gurney, ein vielseitiger Erfinder, eine Dampfkutsche gebaut, die nun wirklich brauchbar war und es auch blieb, denn sie fuhr vier Monate hindurch viermal über eine Landstraße von 15 Kilometern Länge, ohne einen einzigen Unfall zu erleiden. Dreitausend Fahrgäste wurden während dieser Zeit befördert. Diese Dampfkutsche sah aus wie ein hoher Wagen, der vorn und hinten mit einer Verlängerung versehen und dann auf ein Rädergestell gesetzt worden war. Vor den vier Tragrädern war ein ganz kleines Räderpaar angebracht, das zur Steuerung diente. Die eigentliche Maschine mit vier Schornsteinen befand sich ganz hinten. Das vorzügliche Arbeiten der Dampfkutsche Gurneys hatte nun eine merkwürdige Folge. Das Publikum war nicht etwa dankbar, sondern es wurden allerhand Anklagen gegen das „Satanfuhrwerk" erhoben, namentlich von den Anwohnern der Landstraße, wo sie verkehrte. Die Gegner verursachten einen Unfall, indem sie der Dampfkutsche Steine in den Weg legten, und schließlich wurde sie auf dem Wege der Gesetzgebung durch die sogenannte „Turnpike Act" verboten. Gurneys Platz wurde sofort von anderen ausgefüllt, und unter diesen hatte namentlich ein Doktor Church einen großen Erfolg: er wollte durchaus eine Dampfkutsche bauen, die mit 50 bis 60 Kilometern Geschwindigkeit fahren konnte, und wunderbarerweise gelang ihm das auch beinahe. Im Jahre 1835, im Oktober, machte seine Schnelldampfkutsche die erste Versuchsfahrt, an der 40 Fahrgäste teilnahmen.

Die Fahrt begann ganz langsam. Bei zehn Kilometern arbeitete die Maschine wundervoll, man steigerte die Geschwindigkeit auf 20 Kilometer, sie wurde schneller und schneller — und blieb dann plötzlich stehen, weil die Maschine der Beanspruchung nicht gewachsen war. Sie hatte natürlich nicht verwickelte Förderungen oder gar Pneumatiks, wie die heutigen Automobile, sondern mußte jeden Stoß aushalten und ging deswegen in die Brüche. Andere Erfinder, denen der Sinn nicht nach so großen Geschwindigkeiten stand, hatten bessere Erfolge zu verzeichnen, namentlich Hancok, der sechs Dampfkutschen ein paar Jahre hindurch in Betrieb hatte und trotz beginnender Konkurrenz der Eisenbahnen ganz gute Geschäfte machte. Im Jahre 1840 aber ereignete sich ein schwerer Dampfkutschenunfall. Beim Fahren über einen Stein im Wege brach das Rad einer Dampfkutsche. Sie stürzte, und die Folge war eine der Dampfkesselexplosionen, bei der ein paar Menschen ums Leben kamen. Infolgedessen verboten die Gerichte die Dampfkutschen überhaupt. Das war das Ende der Dampfkutsche.

Volkstümliche Heilmittel.

In einem Vortrage über „Volkstümliche Mittel in der modernen Medizin" legte unlängst Geh. Medizinalrat Prof. Posner in Berlin im Verein für Volkskunde das Verhältnis der wissenschaftlichen Forschung zur volkstümlichen Heilkunst dar, der er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wie die wissenschaftliche Heilkunst aus der volkstümlichen hervorgegangen ist, zeigen am besten die aus Pflanzen der heißen Zone gewonnenen Mittel. Das Wechselfieber (Malaria) war in Südeuropa längst bekannt, als 1638 die Gattin des spanischen Ministerresidenten in Peru, Gräfin de! Cinchon, dort daran erkrankte. Es wurde ihr ein in Lima gebräuchliches volkstümliches Heilmittel, eine Abkochung der Rinde von Cortex Chinae, ursprünglich „Guina"-Rinde genannt, empfohlen, die so überraschend wirkte, daß die Gräfin die Rinde mit nach Europa nahm, wo in Italien sprachlich aus Guina „China" wurde, obwohl das Mittel mit dem chinesischen Reiche nichts zu tun hat. Ebenso ist unser Salicin (von „Salix", Weide) ursprünglich als volkstümliches Heilmittel in Gestalt von getrockneten und gepulverten Weidenblättern benutzt worden. Dazu wurde von 99 verschiedenen Weidenbäumen je ein Blatt gepflückt. Das bekannte schmerzstillende Mittel Cocain verdankt seinen Ursprung der Beobachtung, daß Bewohner von Peru und Bolivia gewisse Blätter kauten, um bei anstrengender Arbeit die Ermüdung zu bekämpfen. Man ermittelte (1875), daß dadurch das Gefühl der Zungennerven abgestumpft wurde, und fand 1888, daß die Empfindungsnerven des Auges dadurch vollständig sich lähmen lassen. Als wirksames Heilmittel gegen Augenkrankheiten stellte man das Atropin aus dem Saft der Tollkirsche, „Atropa", her, die den Bestimmungsnamen Belladonna davon erhalten hatte, daß daraus ein Schönheitsmittel, das die Pupille vergrößert, gewonnen wurde. Auch die Giftigkeit war längst bekannt, wie der Name „Atropa", abgeleitet von dem der Parze, die den Lebensfaden abschneidet, besagt. Digitalis wurde bereits 1210 von Walter von der Vogelweide als „Fingerhut" benannt, aber erst 1542 in die Heilkunde als Mittel gegen Herzleiden eingeführt. Seltener fanden Gesteine in der Heilkunst Verwendung; doch ist es kein Zufall, daß das Wort Brille dem Namen Beryll, einem Bergkristall, ähnlich klingt; denn daraus wurden die Gläser für Brillen gemacht. In Joachimstal in Böhmen legten früher die Leute Säckchen mit Erde als Mittel gegen Kopfschmerzen auf das Haupt; neuerdings hat man festgestellt, daß diese Erde Radium enthält. Endlich geht die heutige Serumbehandlung auf eine in ländlichen Kreisen längst bekannte Erfahrung zurück. Man wußte, bevor Jennar die Schutzpockenimpfingung erfand, daß Personen, die pockenkranke Kühe gemolken hatten, gegen Menschenpocken mehr als andre gesichert waren. Wissenschaft und Volksheilunst stehen also zueinander in engster Beziehung.

Kapitän Mikkelsens Aberglaube.

Es ist ein alter, bis zum Ueberdruß widerlegter Köhlerglaube vieler Hausfrauen, daß man die Giftigkeit von Pilzen usw. feststellen könne, indem man einen silbernen Löffel mitkochen läßt: „läuft er an", so ist der Giftgehalt nachgewiesen; bleibt er unverändert, so sind die Pilze harmlos. Man wird es kaum für möglich halten, daß auch ein bewährter Forscher und geographischer Entdecker ersten Ranges diesen Aberglauben teilt — aber Einar Mikkelsen schwört auf die Silberprobe, wie er selbst in seinem Expeditionsbericht „Ein arktischer Robinson" launig-naiv erzählt.

Es war in den schlimmen Zeiten des Rückzuges, als die Forscher im „Wettlauf mit dem Hungertode" um eine knappe Nasenlänge gewannen. . . Der vorletzte Hund, der treue Björn, war geschlachtet, und um nichts umkommen zu lassen, hätte man auch gern die Leber gegessen, fürchtete aber, sie sei giftig. „Zum Glück fällt mir", erzählt Mikkelsen, „ein kleiner Silberrahmen ein, den ich mit habe. Wenn er mit der Leber zusammen gekocht werden kann, ohne anzulaufen, sind wir sicher". Das Experiment wird gemacht und der blankpolierte Silberrahmen, an einem Faden befestigt, in den Kochtopf getan. Augenscheinlich ist die Sache verdächtig. „Wir können nicht ganz darüber einig werden, wie angelaufenes Silber aussieht, schließlich aber wird festgestellt, daß es „grün" sein müsse, um richtig „angelaufen" genannt zu werden, und wir hoffen, daß die matte, dunkle Farbe, die das Silber unleugbar angenommen hat, der Hitze und dem sehr gelblichen Wasser zuzuschreiben ist, mit dem der Topf sich allmählich gefüllt hat." Die eben geäußerte Vermutung ist natürlich richtig: aber die Leber erwies sich doch als mindestens stark verdächtig, denn die Forscher verfielen nach dem Genuß des Leckerbissens in einen vielstündigen krankhaften Schlaf, aus dem sie am anderen Vormittag „mit fürchterlichen Kopfschmerzen" erwachten. Mikkelsen aber schwor auf die Silberprobe.

Wie der geschlitzte Rock in „Tub"-Kleidern nachgeahmt wird.. Dieses kühle Kleidchen, das im Sommer morgens getragen wird, ist für den Gebrauch in Palm Beach bestimmt. Es zeigt den geschlitzten Rock, der jetzt so modern ist; der Schlitz ist mit einer Sektion von blau und weiß gestreiftem Pique ausgefüllt, welcher Stoff mit dem Kragen, Gürtel und den Manschetten harmoniert. Die neuen „Tub"-Röcke sind sehr eng. Mit dem Kleid werden weiße Buckskin-Knöpfschuhe getragen, welche überhaupt die korrekten Schuhe für alle weißen Kostüme, die im Freien getragen werden, sind.

Die Post im Dienste der Volksbildung.

In Belgien beschäftigen sich gegenwärtig Regierung und Postverwaltung mit einem großangelegten Plane, der darauf abzielt, die Organisation des Postdienstes der Volksbildung dienstbar zu machen. Es handelt sich um eine Art kostenfreier Volksbibliothek; alle Postämter, auch die kleinsten in den Landbezirken, sollen eine Büchersammlung erhalten. Die Bücher werden kostenfrei an das Publikum verliehen. Durch die Organisation der Post wird es möglich, die Bücherbestände zwischen den einzelnen Postämtern gegenseitig auszutauschen und zu ergänzen. Die Leser dieser staatlichen Volksbibliothek haben bei Entnahme des ersten Buches nur eine Kaution von 3 Franken zu stellen, damit die Post gegen Verluste, die durch das Abhandenkommen oder die nachlässige Behandlung von Büchern entstehen können, bis zu einem gewissen Grade gedeckt ist. Die Errichtung solcher Büchereien in den Dörfern und kleinen Landgemeinden soll auch den Bewohnern abgelegener Gegenden die Möglichkeit schaffen, mühelos den Weg zu den Bildungsquellen finden zu können.

— **Scharfblick.** Kellner (der ein junges Paar bedient, das sich auf der Hochzeitsreise befindet): „Der Herr schickt mich jedesmal mit dem Bier zurück, weil das Glas nicht genügend gefüllt ist!"

Wirt (brummend): „Auch wieder so eine Geldheirat!"

— **Erklärt.** — A.: Warum sind Sie denn aus der Fleischergasse fortgezogen?

B.: Ich bin Vegetarianer geworden.

Der Eisbrecher Jermak zertrümmert Eisdecken bis zu 25 Fuß Dicke.